

Feministische Politische Ökologie von Agrobiodiversität und Ernährung: Indigenes Blattgemüse in Kenia

Meike Brückner, Gülay Çağlar

ABSTRACT: *Aktuelle Zahlen zum Verlust der Artenvielfalt verdeutlichen die dringende Notwendigkeit, Strategien der Biodiversitätserhaltung zu entwickeln. Vor diesem Hintergrund ist es Ziel des Beitrages, erstens treibende Faktoren, die zur Abnahme der Vielfalt geführt haben, durch Rückgriff auf feministische Perspektiven zum gesellschaftlichen Naturverhältnis zu erklären und so wesentliche Leerstellen und dominante Narrative im Biodiversitätsdiskurs offenzulegen. Zweitens plädieren wir für eine Perspektivenerweiterung des Diskurses in die Küche: Die alltägliche Ernährung muss stärker in Biodiversitätspolitik einbezogen werden, denn – so die zentrale These unseres Beitrages – sie bietet die Chance, Agrobiodiversität mit der eigenen Lebenswelt in Verbindung zu bringen und durch die Mahlzeit zu ›schmecken‹ und ›erleben‹. Diese Erweiterung bietet Potential, die Diskussion um Biodiversität von einer profit- zu einer bedürfnisorientierten Debatte zu lenken, jenseits von der Ausbeutung natürlicher Ressourcen und der Minderbewertung der Sorgearbeit von Frauen. Dabei stützen wir uns auf den Ansatz der Feministischen Politischen Ökologie, der gesellschaftserhaltende Sorgearbeit explizit mit ökologischen Fragen und natürlichen Ressourcen in einen Zusammenhang stellt. Anhand empirischer Befunde einer qualitativ-partizipativen Untersuchung zu indigenem Blattgemüse in Kenia illustrieren wir, wie Frauen in unterschiedlichen lokalen und sozioökonomischen Kontexten Sorge für die Erhaltung von Biodiversität tragen und von der Küche aus aktiv zu einer nachhaltigen Lebensgrundlage für sich, Erzeuger*innen und ihre Umwelt beitragen.*

SCHLAGWORTE: *Geschlecht, Agrobiodiversität, Sorgearbeit, Gesellschaftliche Naturverhältnisse, Kenia*

ZITIERVORSCHLAG: *Brückner, M., Çağlar, G. (2022): Feministische Politische Ökologie von Agrobiodiversität und Ernährung: Indigenes Blattgemüse in Kenia. In: Berliner Blätter 86, 53–69.*

Einleitung

Für die Sicherstellung der Ernährungssouveränität ist die Erhaltung von Biodiversität unerlässlich. Biodiversität ist die Grundlage für die lokale Lebensmittelproduktion und die vielfältige und gesunde Ernährung. Aktuelle Zahlen zum Biodiversitätsschwund verdeutlichen jedoch die Problematik: Etwa eine Million Tier- und Pflanzenarten sind weltweit vom Aussterben bedroht (IPBES 2019), in der landwirtschaftlichen Nahrungsmittelerzeugung

dominieren Weizen, Reis und Mais die Felder und liefern 50% des globalen Energiebedarfs der Menschen (Monnerjahn 2009). Die Saatgutdiversität nimmt ebenfalls rapide ab, 75% der Nutzpflanzenvielfalt gingen allein zwischen 1990 und 2000 verloren (FAO 2010). Diese Zahlen fordern ein weitreichendes Umdenken ein – im generellen Umgang mit natürlichen Ressourcen und speziell in der Landwirtschaft sowie im Ernährungssystem. Ein Blick in die Agrargeschichte zeigt, dass in der vorindustriellen landwirtschaftlichen Praxis biologische Vielfalt gestaltet und entwickelt wurde (Burandt 2017). So wurden Pflanzen für Nahrungszwecke vermehrt, genutzt und auch ausgelesen, jedoch konnten ursprüngliche Arten weiter fortbestehen und wurden nicht verdrängt. Mit der industriellen Landwirtschaft wurden agrarische Nutzungspraktiken indes fundamental umstrukturiert (ebd.). Es wurde auf Hohertragsorten, Homogenisierung, Technisierung, Kurzfristigkeit und marktwirtschaftliches Operieren fokussiert. Auch die Inanspruchnahme von landwirtschaftlicher Fläche vergrößerte sich massiv. Dies führte sukzessive zu einer Abnahme von Agrobiodiversität, die bis heute andauert.

Ausgangspunkt unseres Beitrages ist folgender: Um Agrobiodiversitätsverlust politisch behandeln zu können, müssen erstens treibende Faktoren, die zur Abnahme der Vielfalt führen, ausfindig gemacht werden. Im Zentrum unseres Beitrags steht die These, dass das krisenhafte Mensch-Natur-Verhältnis und insbesondere das Geschlechterverhältnis als treibende Faktoren verstanden werden können. Eine zielgerichtete Biodiversitätserhaltung und eine damit verbundene vielfältige und gesunde Ernährung sind also unseres Erachtens in erster Linie durch eine Vergegenwärtigung und Offenlegung des krisenhaften Mensch-Natur-Verhältnisses möglich. Zweitens argumentieren wir, dass die tagtägliche Ernährung maßgeblich sein kann, um den Bezug zu Agrobiodiversität herzustellen sowie festgeschriebene Geschlechterverhältnisse neu zu ordnen. Ernährung ist eine Aktivität, die bisher selten umfassend in Biodiversitätspolitiken einbezogen wurde. Sie stellt jedoch eine Chance dar, Agrobiodiversität mit der eigenen Lebenswelt in Verbindung zu bringen. Dies verdeutlichen wir am Beispiel von sogenannten »African indigenous leafy vegetables«, wie die einheimischen Blattgemüsesorten in Kenia in Abgrenzung zu Blattgemüsesorten, die aus anderen Weltregionen eingeführt wurden, bezeichnet werden.¹ Die Fallstudie veranschaulicht exemplarisch, wie Natur- und Geschlechterverhältnisse in der Ernährung des Blattgemüses manifestiert sind. Jedoch wollen wir auch Handlungen eines sorgsamem, wertschätzenden, relationalen Umgangs mit natürlichen Ressourcen aufzeigen, die von einem Verständnis der sozial-ökologischen Reproduktion und Agrobiodiversität als Lebensgrundlage ausgehen. Übergreifendes Ziel des Beitrages ist es erstens, theoretische Diskussionen zu Natur- und Geschlechterverhältnissen am Beispiel von Agrobiodiversität zu skizzieren und damit zu einer Systematisierung des Feldes beizutragen. Um diese theoretischen Bezüge nachvollziehbar zu machen, sollen diese in einem zweiten Schritt am empirischen Material diskutiert werden.

Biodiversitätsverlust: Eine feministische Perspektive auf gesellschaftliche Naturverhältnisse

Der Rückgang von Biodiversität kann durch Rückgriff auf feministische Perspektiven erklärt werden. Deshalb wollen wir im folgenden Abschnitt fruchtbare Impulse aus der feministischen Forschung und Theoriebildung skizzieren. Um unser Vorhaben theoretisch zu positionieren, werden wir ausgehend vom Natur-Kultur-Dualismus zentrale Elemente feministischer Ökonomiekritik umreißen und auf die sozio-ökologische Krise eingehen. Die-

se drei Themenfelder diskutieren wesentliche Punkte, die die Abnahme von Biodiversität erklären. Ebenso bilden sie Grundlage zur Überleitung zum Konzept der Feministischen Politischen Ökologie, welches die analytische Basis für die empirische Studie zu indigenem Blattgemüse in Kenia bildet.

Im Kern resultiert der Biodiversitätsverlust aus dem krisenhaften Mensch-Umwelt-Verhältnis, welches sich durch Macht- und Ungleichheitsverhältnisse auszeichnet und in eine hierarchische und dualistische Denktradition eingebettet ist. Naturbeherrschung, Ökonomisierung der Natur und Verwertung natürlicher Ressourcen sind ausführlich diskutierte Themenfelder in der feministischen Nachhaltigkeits- und Umweltdebatte. Vertreter*innen zielen vor allem darauf ab, zu vermitteln, dass die ökologische Krise Resultat sozialer und politischer Prozesse ist. Hiermit werden Verteilungs- und Ungleichheitsfragen in den Fokus gerückt. Mit der Zeit haben sich unterschiedliche Perspektiven entwickelt und herausgebildet, die Verhandlung des Natur-Kultur-Dualismus ist in der Geschlechterforschung jedoch epistemologische Grundlage (Bauhardt 2011).

Natur als das Andere von Kultur und Rationalität, Natur als Gegensatz zu Stadt und Moderne, Natur als Legitimationsfolie für die Geschlechterdifferenz und -ordnung – diese Hierarchisierungen drücken Bewertungen aus: Gesellschaftlicher Fortschritt beruht auf der Emanzipation von der Natur und natürlichen Gegebenheiten. (ebd., 90)

Dieses Zitat unterstreicht, dass eine Konzeption jenseits von Dualismen nötig ist, genauso wie die Unterscheidungspraxis, die Missachtung und Minderbewertung des einen gegenüber dem anderen, zu überwinden. Jedoch geht es nicht nur um bestimmte Denktraditionen, sondern im Kern um ganz konkrete Ausbeutungsverhältnisse und Ordnungen, die in Alltagspraktiken, Politiken und Ökonomien fest- und fortgeschrieben werden wie zum Beispiel in der Geschlechterordnung.

Auch die Feministische Ökonomiekritik möchte Gegenentwürfe aufzeigen, Leerstellen sichtbar machen und auf vergeschlechtlichte Ungleichheitsverhältnisse eingehen. Im Zentrum steht die Reproduktionsarbeit, die meist von Frauen geleistet wird und das kapitalistische System stützt und in seiner Ausprägung gar erst ermöglicht. Wesentliches Argument ist, dass die geleistete Reproduktionsarbeit als unendliche und natürliche Ressource (Bauhardt 2015) genutzt und ausgebeutet wird. In Bezug auf die soziale Reproduktion ist hier vor allem das von Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister entwickelte Konzept der (Re)Produktivität zu nennen. Dieses soll als »sozial-ökologisches Brückenkonzept« (Biesecker/Hofmeister 2015, 77) fungieren, indem Reproduktion in den Bereichen des Sozialen und Ökologischen zusammengedacht wird. Mit dieser ökonomiekritischen Position wird die Reproduktion beider Bereiche als produktiv schaffend konzeptualisiert und das im vorherigen Absatz beschriebene Trennungsparadigma ausgehebelt. Die Natur-Kultur-Scheidelinie führe zu einer Krise, nicht nur im Geschlechterverhältnis, sondern auch in Bezug auf die Natur (ebd., 79): »Die soziale Krise der Reproduktionsarbeit und die ökologische Krise der Natur, die zusammen in eine sozio-ökologische Krise münden, sind in diesem Verständnis gleichursprünglich.« (Mölders 2017, 123)

Wie lässt sich in diesen Diskursen eine Verbindung zu Agrobiodiversität ziehen? Dabei möchten wir auf die drei Themenschwerpunkte der vorherigen Ausführungen eingehen: Natur-Kultur-Dualismus, feministische Ökonomiekritik und die sozio-ökologische Krise. In Policy-Diskursen zu Biodiversität wird erstens die Trennung zwischen Natur und Kultur stark aufrechterhalten, argumentiert Ylva Ugglå (2010). Sie sieht darin eine riskante und

kontraproduktive Ordnung, denn die Aufrechterhaltung des Natürlichen als »demarcation line« (ebd., 79) verhindert die Möglichkeit, Biodiversität in den Alltag der Menschen einzubinden und zu politisieren. Dabei zieht sie – in einer etwas verallgemeinernden Weise – das Beispiel der Umsiedlung aus Umwelt- und Biodiversitätsschutzgebieten von indigenen Gruppen, die lange Zeit in Einklang und Respekt mit ihrer natürlichen Umwelt gelebt haben, heran. Feststellbar sei, dass eine Grenze zwischen Mensch und Natur gezogen werde, die langfristig zu weniger Bewusstsein und Verantwortung für Biodiversität führen kann. Sie resümiert:

The emphasis on wilderness and natural nature as a place free from people is strongly asserted in biodiversity conservation discourse, with allusions to Western romanticism. It has resulted in serious impacts on indigenous people's living conditions, while the environmental benefits are questionable. (ebd., 87)

Kajiser und Kronsell (2016) kommen in einer Literaturstudie zu einem ähnlichen Ergebnis. Auch sie ermitteln die Dominanz dualistischer Konstruktionen von Mensch-Natur-Beziehungen in wissenschaftlichen Publikationen zu Biodiversität: »The scholarship on biodiversity has become increasingly policy-oriented, reflecting a managerial approach in which humans are not regarded as being part of biodiversity, but in an outside, distanced position, and in charge of measuring and managing it.« (ebd., 59)

Die Trennung von Natur und Kultur bewirkt jedoch nicht nur eine Trennung von Lebensräumen oder verfestigt sich in Policy-Diskursen, sie führt auch zu einer symbolischen Geschlechterordnung und Normierung, die gewisse Aktivitäten und Verantwortungsbereiche den Geschlechtern zuordnet. Dies führt zum zweiten Punkt. Schauen wir uns den Agrobiodiversitätsdiskurs genauer an, ist die Geschlechterordnung bestätigt, denn vor allem in Entwicklungsberichten und -programmen werden Frauen oft als die »Hüterinnen« von Saatgutvielfalt zelebriert; ihnen wird die Rolle der Verantwortung zugeschoben und Umweltverantwortung somit erneut feminisiert und stereotypisiert. Indessen gibt es wissenschaftliche Beiträge, die zwar auch die zentrale Position und das umfangreiche Wissen von Frauen betonen, aber nach Ungleichheitsverhältnissen im Zugang zu und Umgang mit Agrobiodiversität fragen und das Thema somit politisieren (z.B. Schöley/Padmanabhan 2016; Suma/Großmann 2017; Brückner 2020). Studien zeigen außerdem, dass sich, sobald Biodiversität lukrativ und vermarktet wird, die Geschlechterordnung ändert und das Interesse von Männern an Biodiversität steigt (Githiga/Oketch 2017). Diese Beispiele belegen eine strukturierte Ordnung entlang der Geschlechterlinie im Feld der Agrobiodiversität.

Drittens ist Biodiversität eingebettet in die Krisenhaftigkeit des Ernährungs- und Landwirtschaftssystems. Dies lässt sich auch auf Agrobiodiversität übertragen: Während Frauen meist in lokalen Kontexten Sorge tragen, eine Diversität an Sorten zu erhalten und zu konservieren, steht im globalisierten und industrialisierten Ernährungssystem meist die Verwertbarkeit als eine transnationale Ware im Fokus. Das Beispiel der Quinoa, die mittlerweile auf internationalen Märkten zu finden ist, verdeutlicht das Risiko, wie Homogenisierung der Landnutzung und zunehmende Ungleichheit zwischen Erzeuger*innen mit einem »Upgrading« in Wertschöpfungsketten verbunden sein kann (Winkel u.a. 2016). Hier stehen sich zwei Handlungsprinzipien diametral gegenüber, was eine sozio-ökologische Krise hervorruft, in der Ökonomien der Sorge und Subsistenz zugunsten ökonomischer Interessen unterdrückt werden. Dies kann durch Jessica Dempseys Untersuchung zu »Enterprising Nature« (2016) untermauert werden. Sie zeigt auf eindrückliche Weise, wie Biodiversität in globale und kapitalistische Marktstrukturen eingebettet ist und auch die Konzeptualisie-

rung von Biodiversität im Rahmen von Ökosystemleistungen zu einer Vereinfachung und Rationalisierung von natürlichen Prozessen führt (siehe hierzu auch Turnhout u.a. 2012). Untersuchungen belegen, dass Biodiversitätserhaltung in direktem Konflikt mit einer Logik des ökonomischen Wachstums steht, weshalb es zu einer Entkopplung dieser beiden Entwicklungen kommen muss (Otero u.a. 2020):

[G]lobal biodiversity and sustainability policies generally advocate economic growth and have ambiguous positions regarding its effects on biodiversity. This reflects the widespread assumption that growth is needed to secure prosperity, despite increasing evidence that, under certain conditions, high levels of social well-being may be achievable without – or beyond – growth. (ebd., 12)

Höchst problematisch ist hier auch der starke Fokus im Feld der Agrar- und Ernährungswirtschaft auf die Produktion; Konsum wird meist nur in der Logik von Kaufkraft und Konsumtypen gedacht. Wir argumentieren, dass der Entkopplung des Ökonomischen und des Sozialen entgegengewirkt werden kann, indem Mahlzeiten und Mahlzeitenpraktiken in den Blick genommen werden. Eine Erweiterung hin zur Mahlzeit bietet Potential, die Diskussion von einer profit- zu einer bedürfnisorientierten Debatte zu lenken. Hier kann das herrschaftskritische Konzept der *Care/Sorge*, welches im Folgenden aufgegriffen wird, Bezugspunkt und Analyserahmen bieten.

Feministische Politische Ökologie und Care: Analytisches Werkzeug und Forschungsperspektive

Nachdem wir schlaglichtartig Diskussionsstränge im Themenfeld Natur- und Geschlechterverhältnisse vorgestellt haben, beziehen wir uns im folgenden Abschnitt auf den Ansatz der Feministischen Politischen Ökologie. Dieser bildet den zentralen Analyseansatz dieses Beitrages, um die historische Einbettung, alltägliche Praktiken und Ressourcennutzung von Agrobiodiversität mit speziellem Blick auf Praktiken der Mahlzeit sichtbar zu machen. Dabei bildet *Care/Sorge* das Schlüsselkonzept, um vergeschlechtlichte Arbeit, Kompetenzen und Wissen um Biodiversität und Ernährung zu veranschaulichen. Wir wollen einen Blick auf die Mahlzeit als Gegenstand von sozio-ökologischer (Für-)Sorge richten.

Mit dem Ansatz der Feministischen Politischen Ökologie lassen sich »die verschränkten strukturellen, diskursiven und subjektiven Wirkungsmechanismen erfassen« (Hackfort 2014, 93). Diese holistische Ausrichtung des Konzeptes erlaubt es, systematische Verschränkungen, historisch gewachsene Herrschaftsverhältnisse sowie individuelle Praktiken und Handlungsspielräume zu untersuchen. Neben materiellen Ressourcen geht es auch um die Auseinandersetzung mit immateriellen, symbolischen Dimensionen (Rocheleau u.a. 1996; Harcourt/Nelson 2015). In dem politisch-ökologischen Ansatz ist die Geschlechterfrage essenziell, wenn auch *gender* nicht alleinig im Fokus steht, sondern ebenso andere Ungleichheitskategorien, wie *race*, *class* oder *place* (Elmhirst 2011). Die Skalen der Analyse reichen von lokal bis global, wodurch die Einbettung in Machtstrukturen, aber auch ähnliche Problemlagen und Lösungsansätze in ihrer globalen Verbundenheit dargestellt werden sollen: »Even as FPE legitimizes the everyday as a significant scale of analysis, researchers also excel at demonstrating how the intimate connects with other scales such as the nation or global political economy.« (Sundberg 2017, 2345) Im Feld der Biodiversität wurde

der Ansatz der Feministischen Politischen Ökologie bereits genutzt und beispielsweise von Rocheleau (1995) und Bezner Kerr (2014) angewendet. Rocheleau geht auf vergeschlechtlichte Wissensstrukturen und Ressourcenumgang in Katham (Kenia) ein, die sich durch Urbanisierung und veränderte Landnutzungsstrukturen umgestalten. Sie hebt das ethnobotanische Wissen von Frauen hervor, argumentiert jedoch auch, dass dieses durch weniger Flächen mit ›Wildwuchs‹ in zukünftigen Generationen höchstwahrscheinlich keine Anwendung mehr finden wird. Bezner Kerr konstatiert eine veränderte Geschlechter- und Wissensordnung am Beispiel von Finger- und Sorghumhirse in Malawi. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass je mehr sich die Ernährungspolitik auf Monokulturen wie Mais oder Tabak ausrichtet, umso mehr biologische Vielfalt verloren ging.

Die vor- und fürsorgende Perspektive, kurz *Care*, die dem Ansatz von Feministischer Politischer Ökologie zentral ist, scheint in der feministischen Umwelt- und Nachhaltigkeitsdebatte an Fahrt zu gewinnen (Hofmeister u.a. 2019). Ganz besonders das jüngst von Christine Bauhardt und Wendy Harcourt (2019) veröffentlichte Buch *Feminist Political Ecology and the Economics of Care* wendet sich diesen Themen zu. Es gibt vielseitige Einblicke in die theoretischen Grundlagen der beiden Ansätze und in empirische Studien, zum Beispiel zum Thema Menstruationspolitiken in Argentinien (Gaybor 2019) oder Ernährungnetzwerke in Kanada (Wember 2019). Eine Erklärung für den vermehrten Rückgriff auf das *Care*-Konzept scheint die Möglichkeit, alternative Szenarien und Imaginationen für gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse entwickeln zu können; nämlich solche, die auf einem sorgsamem Umgang, sorgsamem Beziehungen und Verantwortungsübernahme beruhen. Ein derartiges Verständnis läuft dem gängigen Diskurs von Technisierung, Beschleunigung und Ökonomisierung zuwider, indes fokussiert es auf Lebensqualität, Wohlbefinden, Solidarität und nachhaltige und schonende Ressourcennutzung. Sorge ist also Grundlage des Miteinanders und von Handeln, politisch wie moralisch (Tronto 1993).

Wie *Care*-Beziehungen, Praktiken und Politiken im Bereich der Ökologie und Natur, also ›beyond the human‹, aussehen, findet durch forschungspraktische Studien Einzug in die Debatte. Hiermit wird eine relationale Perspektive eingefordert, die Mensch und Natur als Entitäten darstellt, die grundsätzlich – materiell wie immateriell – verbunden sind. Zu erwähnen wäre hier die Untersuchung von Klaas (2019), in der sie Recycling als eine Praxis der Fürsorge für die Umwelt konzeptualisiert. Puig de la Bellacasa (2015) geht auf die Sorge gegenüber Erde/Boden ein. Dabei beschreibt die Autorin diese als »living community« (ebd., 691). Aufschlussreich verweist sie auch auf die zeitliche Dimension von *Care*, »the pace of care« (ebd.), denn der Boden benötigt Ruhezeiten für natürliche Prozesse und Kreisläufe, um reproduktionsfähig zu sein. Diese seien jedoch durch eine Landwirtschaft, die auf Produktionssteigerung ausgerichtet ist, unterbrochen bzw. nicht gegeben. Kolar und Baerlocher (2016) untersuchen Sorgepraktiken im Forstbereich am Beispiel Wald und kommen zu dem Ergebnis, dass, obwohl die Waldarbeit eine zutiefst Sorge tragende Tätigkeit ist, »das aktuelle Waldregime sehr stark auf eine wirtschaftlich verwertbare Produktion ausgerichtet ist« (ebd., 34). All diese Beispiele verweisen auf ein ähnliches Dilemma: Während Sorge und Fürsorge für Ökologie und Umwelt stattfinden kann und muss, unterliegt diese der Schnelllebigkeit eines kapitalistischen Systems und ist dadurch gestört. Aulenbacher und Dammayr (2014) bezeichnen dies als die strukturelle Sorglosigkeit des kapitalistischen Systems.

Mit dem Blick auf die Ernährung als ein Gegenstand sozio-ökologischer Sorge verorten wir uns in dem beschriebenen Feld, das von der Feministischen Politischen Ökologie und dem *Care*-Konzept abgesteckt wird, und gehen explizit auf die vergeschlechtlichte Sorgearbeit der Ernährung und Mahlzeit ein, die ein Weg sein kann, gleichzeitig soziale wie

ökologische Sorge zu tragen. Um Romantisierung vorzubeugen, identifizieren wir Ressourcen rund um die Ernährung. Ziel ist es, zu zeigen, dass Ernährung sowohl als eine Brücke zu Ökologie als auch als Ausdruck gesellschaftlicher Natur- und Geschlechterverhältnisse verstanden werden muss. Zudem verdeutlichen wir, dass Esspraktiken und Konsumentenscheidungen zu Agrobiodiversitätserhaltung beitragen können.

Wir nutzen diese konzeptionellen Überlegungen als Sprungbrett, um folgende Fragen zu bearbeiten: Welche gegenwärtigen und vergangenen Strukturen und Politiken prägen die Position von afrikanischem Blattgemüse im Speziellen und Agrobiodiversität im Allgemeinen? Wie wirkt sich dies auf die Geschlechterordnung aus? Welche Ressourcen wirken auf die alltägliche Ernährung ein? Und schlussendlich: Wie kann Biodiversität durch Ernährung und die Mahlzeit ›erlebbar‹ gemacht werden? Und wie kann die Mahlzeit ein Gegenstand von Sorge sein und demnach als Mittel für die Überwindung des krisenhaften Mensch-Natur-Verständnisses herangezogen werden? Übergeordnetes Ziel ist es, aufzuzeigen, wie und warum Menschen das indigene Blattgemüse essen, von der Küche aus aktiv für Biodiversität sorgen und somit zu einer nachhaltigen Lebensgrundlage für sich, Erzeuger*innen und ihre Umwelt beitragen.

Indigenes Blattgemüse in Kenia: Fallstudie

Das indigene Blattgemüse bildet den Gegenstand der Fallstudie, die wir auf den nächsten Seiten genauer ausführen. Indigenes Blattgemüse spielt in der tagtäglichen Ernährungssicherung in Kenia eine tragende Rolle. Es ist essenzieller Teil der Mahlzeitenkultur und lokaler Ernährungsgewohnheiten sowie wichtiger Baustein der einheimischen Biodiversität. Das Gemüse wird typischerweise zusammen mit einem Maismehlkloß, genannt Ugali, gegessen. Zudem ist es wesentliche Einkommensquelle und somit ökonomische Lebensgrundlage für viele Kleinbäuer*innen (Ngugi u.a. 2007). In Kenia gibt es etwa 200 dokumentierte Blattgemüsesorten, etwa 20 sind zentraler Bestandteil der gegenwärtigen Agrar- und Ernährungspraktiken (Opiyo 2014). Häufig konsumierte Sorten sind Spiderplant (*Gynandropsis/Cleome gynandra*), African Nightshade (*Solanum scabrum*), Amaranth (*Amaranthus blitum*) and Cowpeas (*Vigna unguiculata*), wobei verschiedene ethnische Gruppen in Kenia jeweils unterschiedliche Sorten bevorzugen (siehe zum Beispiel Orech u.a. 2007). Während sich das Blattgemüse heute zunehmender Beliebtheit erfreut, verschwand die Vielfalt zuvor fast vollständig. Obwohl es aufgrund seiner kurzen Frische und Haltbarkeit für den Exporthandel (noch) keine Rolle spielt (Homeister u.a. 2016), wird es nun vor allem aufgrund seiner nährstoffreichen und gesundheitsförderlichen Charakteristika (Musotsi u.a. 2019) und agrarökologischen Angepasstheit (Abukutsa-Onyango, 2014) als ›the next superfood‹ (Cernansky 2015) gehandelt. Nichtsdestotrotz verlor es durch die Kolonialisierung und ein wachstumsorientiertes Agrarsystem in der Vergangenheit an Bedeutung, wie im nächsten Abschnitt, nach der Darstellung des methodischen Vorgehens, gezeigt wird.

Die Feldforschung haben wir in einem internationalen Forschungsteam zwischen 2013 und 2017 in Kenia im urbanen (Nairobi), peri-urbanen (Nakuru) und im ländlichen Raum (Kakamega) durchgeführt. Die befragten Haushalte im peri-urbanen und ländlichen Raum sind in der Agrarwirtschaft tätig und produzieren daher verschiedene Blattgemüsesorten. Die befragten Haushalte in Nairobi sind aus den unteren und mittleren Einkommensgruppen. Die meisten Personen bauen aufgrund der beengten Wohnverhältnisse im Bezirk das Blattgemüse nicht selbst an, sondern erwerben dieses auf lokalen Märkten. Einige sind je-

doch in Kollektiven der urbanen Landwirtschaft tätig, bauen dieses in kitchen gardens oder im peri-urbanen Raum Nairobis an.

Ein wichtiger methodischer Baustein der Feldforschung waren Interviews, die während der Zubereitung der Mahlzeiten vornehmlich mit Frauen in den jeweiligen Haushalten durchgeführt wurden (N=32). Diese Erhebungsform wird als »cook-along interviews« (Brückner 2020, 62; Musotsi u.a. 2018) bezeichnet und kombiniert die Methoden der teilnehmenden Beobachtung und der leitfadengestützten Interviews mit den Haushaltsmitgliedern. Durch die aktive Teilnahme an dem Zubereitungsprozess und die gleichzeitige Gesprächsführung konnten konkrete Problemstellungen im Hinblick auf Zeit- und Arbeitsaufwand, geschlechtliche Arbeitsteilung, Küchenausstattung und Ressourcennutzung gezielt thematisiert werden. Da bei der Zubereitung der Mahlzeiten die männlichen Haushaltsmitglieder in den meisten Fällen nicht zugegen waren, wurden zusätzliche leitfadengestützte Interviews mit Männern und Frauen geführt, um über die Rolle von indigenem Blattgemüse in der alltäglichen Ernährung zu reflektieren (N=17). Darüber hinaus führten wir Gruppendiskussionen, in denen die ökonomische und ökologische Bedeutung des indigenen Blattgemüses für die Communities in Nairobi, Nakuru und Kakamega diskutiert wurden (N=15). Die gemischtgeschlechtlichen Gruppen setzten sich jeweils aus sechs bis acht Personen zusammen. Durch Gespräche mit Expert*innen aus dem agrarpolitischen Bereich (N=6) konnte die Rolle von indigenem Blattgemüse im kenianischen Agrar- und Ernährungssystem nachvollzogen werden.

Empirische Ergebnisse: Geschlechter- und Naturverhältnisse in der Küche

In Zusammenschau der Ausführungen zu Feministischer Politischer Ökologie und *Care* möchten wir drei miteinander verschränkte Themen benennen, die die Basis unserer empirischen Analyse bilden. Zuerst wollen wir in die Vergangenheit blicken und gesellschaftliche Naturverhältnisse in ihrer Historizität am Beispiel des indigenen Blattgemüses thematisieren und einen generellen Überblick des Agrar- und Ernährungssystems in Kenia geben, um heutige Praktiken besser einordnen zu können. Zweitens sollen vergeschlechtlichte Praktiken anhand des indigenen Blattgemüses illustriert und somit Geschlechter- und Naturverhältnisse in der Küche analysiert werden. Drittens thematisieren wir Ressourcenzugänge und -nutzung für eine biodiverse Ernährung. Schlussfolgernd werden Potentiale für Biodiversitätspolitikern aus einer feministischen Perspektive skizziert.

Kolonialisierung, Agrarpolitik und lokale Lebensverhältnisse: Profit vor Wohlbefinden?

In diesem Abschnitt möchten wir in historisch-rekonstruierender Weise unterschiedliche Entwicklungen im kenianischen Agrarsystem nachvollziehen. Dafür beziehen wir uns auf eigens erhobene Daten sowie auf eine ausführliche Durchsicht weiterer Materialien, wie wissenschaftliche Veröffentlichungen, Policy Paper oder Colonial Reports. Die Kolonialisierung Kenias von 1920 bis 1963 durch Großbritannien hatte starken Einfluss auf die Landwirtschaft und das gesellschaftliche Naturverhältnis, sodass sich Produktions- und Konsumweisen unmittelbar veränderten. Vor allem in den agrarökologisch fruchtbaren Zonen West- und Zentralkenias siedelten sich britische Kolonisten an, um Landwirtschaft zu betreiben. Viele Kenianer*innen verloren Grund und Boden, denn es wurde eine neue, auf Privatisierung abzielende Bodenordnung eingeführt. Während Land vorher meist kollektives Gemeingut war, wurde es nun Privateigentum (Whitehead/Tsikata 2003). Diese Neuerung

gen hatten auch Einfluss auf die Geschlechterordnung: Männer wurden zur Arbeit für die Marktproduktion auf den Feldern der Kolonialherren verpflichtet (Boserup 1970), Frauen kümmerten sich um die Subsistenzlandwirtschaft für den Eigenbedarf. Produktive Arbeit wurde also Männern und reproduktive Arbeit Frauen zugeschrieben und private Care-Verantwortung feminisiert. Durch die Kommodifizierung der Landwirtschaft verschärfte sich auch die geschlechtliche Trennung zwischen *food crops*, die die Domäne von Frauen darstellten, und *cash crops*, die den Bereich von Männern umfassten. Dieser Wandel verfestigte eine geschlechtliche Arbeitsteilung und sozio-ökonomische Organisation, die sich bis heute in landwirtschaftlichen Tätigkeiten und lokalen Lebensverhältnissen spiegelt. Verschärfend kam die Einführung von neuen, exportfähigen Sorten, die für den globalen Markt produziert werden sollten, hinzu. Der Fokus lag auf global gefragten Produkten wie Tee, Kaffee oder Tabak und auf deren Anbau in Monokulturen. Die Agrarentwicklung hatte auch Einfluss auf das indigene Blattgemüse, denn die Briten führten Kohlsorten und Mangold ein. Diese sind zwar schneller in der Zubereitung und durch ihre längere Haltbarkeit besser vermarktbar, jedoch weniger klimaresistent und nährstoffreich.

Das heutige Agrarsystem Kenias zeichnet sich durch globale Wertschöpfungsketten und Handelsbeziehungen aus. Kenia war eines der ersten afrikanischen Länder, welches für den europäischen Markt produzierte (Dolan 2004). Die globale Orientierung führte zu einer Agrarkrise (Njonjo 2018), unterstützt durch die Implementierung politischer Maßnahmen, die sich auf exotische Sorten fokussieren und profitgeleitet vorgehen. Damit im engen Zusammenhang steht die Verdrängung von Biodiversität und indigenen Sorten. Maundu u.a. (1999) betonen in einer frühen Studie zur Diversität des Blattgemüses in Kenia:

The vegetables have in the past contributed significantly to the nutritional well-being of communities. Since the onset of the market economy and modernization of agriculture, prominence has been given to crops that offer a potential for export. Exotic vegetables have, therefore, become more prestigious than the TLVs (Anmerkung: Traditional Leafy Vegetables) as the official policy has either intentionally or by omission discouraged traditional agriculture. Conventional agronomy has to a large extent concentrated on conserving the genetic species of the exotic rather than indigenous/traditional vegetables. As a result, indigenous/traditional vegetables are threatened with extinction as they have to compete for attention with the more popular exotic ones. (ebd., 53)

Auch heute sind *Food Policies* in Kenia auf »traditional high value food crops« (Republic of Kenya 2017, 70) ausgerichtet, wie man in der »National Food and Nutrition Security Policy«, dem zentralen ernährungspolitischen Instrument, nachlesen kann. Indigene Sorten finden dort kurz Erwähnung, bilden jedoch eher eine Randnotiz.

Die Missachtung des indigenen Blattgemüses ist aber nicht nur aus einer agrarökonomischen Perspektive zu betrachten, aus einer ethnologischen Perspektive ist auch hier der Blick auf Mahlzeitenpräferenzen und -kulturen bedeutsam. Denn mit der Einführung neuer Sorten ging der Konsum des einheimischen Gemüses zurück. Dies ist nicht zuletzt auf das rückständige Image des traditionellen Gemüses als »arme Leute Essen« oder »Unkraut« zurückzuführen, welches durch die Kolonialzeit geprägt wurde. Dieses resultierte aus der Ignoranz und Minderbewertung traditioneller, lokaler Lebensmittel gegenüber modernen, westlichen Nahrungsmitteln. Auch Wissen um Anbau und Zubereitung ging verloren. Das Blattgemüse wurde fast durch exotische Sorten »abgelöst«. Jedoch nur fast, wie die Ergebnisse unserer Untersuchung zeigen. Es wurde weiter konsumiert und so Agrobiodiversität

erhalten. In den Interviews unserer Untersuchung wurde deutlich, dass das Blattgemüse für viele der Befragten einen zentralen Stellenwert in der täglichen Ernährung spielte und spielt, sowohl im urbanen, im peri-urbanen als auch im ruralen Raum und in ökonomisch unterschiedlich situierten Haushalten. Es ist zwar heute eine Ware, die auf dem Markt verkauft wird, jedoch wird es auch unter Nachbar*innen gegen andere Nahrungsmittel getauscht oder verschenkt. Die Zubereitung und das Kochen des Blattgemüses sind trotz der mühsamen und zeitintensiven Verarbeitung Tätigkeiten, die den befragten Personen Genugtuung und Freude bringen. Auch im Anbau ist das Blattgemüse ein Auffangnetz für die tägliche Ernährungssicherung, speziell dadurch, dass es das ganze Jahr verfügbar ist. Ein Interviewter sagte symbolisch: »These are *our* vegetables!«. Mit diesem Zitat wird der stille Protest auf den Feldern und in den Küchen deutlich, der sich gegen eine Vereinheitlichung und Reglementierung von Ernährung richtet. Die Geschichten der Befragten legen offen, dass das agrarische Produkt Blattgemüse mehr als eine Ware ist, es ist eingebettet in sozio-kulturelle Werte und ökologische Kontexte. Hier kommen jedoch auch die Auswirkungen der derzeitigen Kommerzialisierung des Blattgemüses ins Spiel, denn die Analyse der Interviews zeigte, dass eine Preissteigerung wahrgenommen wurde. Diese könnte langfristig dazu führen, dass das Blattgemüse nur noch für ökonomisch besser situierte Haushalte zugänglich ist oder weniger konsumiert wird, was einer selbstbestimmten Ernährung sowie einer sozial gerechten Biodiversitätspolitik widerspräche.

Im vorherigen Abschnitt konnten unterschiedliche Rahmenbedingungen in einen Zusammenhang gerückt werden. Mit Rückbezug auf unterschiedliche Quellen konnte nachgewiesen werden, dass Produktions- sowie Natur- und Geschlechterverhältnisse im Fall des Blattgemüses eng miteinander verknüpft sind. Neoliberale Funktionsprinzipien und die Marktöffnung und -fokussierung des Kolonial- und Agrarsystems stehen Sorgepraktiken für Biodiversität, Natur und eine lokale Mahlzeitenkultur und Ökonomien konträr gegenüber. Es zeigte sich, wie Politik auf gesellschaftliche Ordnungen und den Umgang mit natürlichen Ressourcen und deren Wahrnehmung einwirkt, aber auch, wie Subjekte diesen begegnen und sich politischen Vorstellungen und Vorgaben entziehen. Die identifizierten Bedingungen sind Grundlage für die weitere Diskussion, in der wir nun mit besonderem Blick auf das Geschlechterverhältnis und Sorge auf die Haushaltspraktiken eingehen.

Vergeschlechtlichte Sorge im sozialen und ökologischen Kontext

Die Untersuchung zeigte, dass die Aufgabe, die tagtägliche Ernährung zu sichern, als weibliche Verantwortung betrachtet wird. Die Sorge für die Mahlzeit wird also hauptsächlich von Frauen getragen. In Bezug auf das indigene Blattgemüse ist dies besonders hervorzuheben, denn durch die vielen erforderlichen Schritte ist die Zubereitung besonders mühsam, zeitintensiv und detailreich. Die Methode des cook-along hat gezeigt, dass die Zubereitung des Blattgemüses, je nach Sorte, bis zu drei Stunden dauern kann. Auch hier hat sich der lokale Markt jedoch angepasst, so wird das Blattgemüse mittlerweile zum Beispiel entstielt oder sogar geschnitten angeboten. Obwohl dies in der Zubereitung entlastend sein könnte, sprachen sich die meisten befragten Frauen aus hygienischen und gesundheitlichen Gründen dagegen aus und nahmen den Mehraufwand in Kauf. Ebenso zeigte sich eine Skepsis gegenüber Blattgemüse, welches im Gewächshaus und womöglich mit Chemikalien produziert wird. Dies machten die Befragten meist an der Größe der Blätter aus; waren diese ungewöhnlich groß und fade im Geschmack, wurde dies auf derartige Produktionsbedingungen zurückgeführt. Dabei wurde explizit auf die Einverleibung des Blattgemüses und die möglichen negativen Folgen für die Gesundheit verwiesen. Beide Beispiele der Ablehnung von

bestimmten Produkten oder ihrer Vorbereitung deuten die Wechselwirkung zwischen Materie und Körper und Ernährung als Praxis von *Embodying* an, was in neueren wissenschaftlichen Diskussionen zu Ernährung (Lupton 1996; Abbots 2017) und speziell der Feministischen Politischen Ökologie (Hayes-Conroy/Hayes-Conroy, 2013) aufgegriffen wird.

Jedoch machen die Beispiele vor allem das vorhandene Wissen und die Sorge der Frauen deutlich: Basierend auf ihrer Erfahrung können Sie ›gute‹ oder ›schlechte‹ Anbaubedingungen differenzieren. Dies ist nicht zuletzt auf ihren Wissensbestand im Bereich der Landwirtschaft zurückzuführen – viele der interviewten Frauen bauen das Blattgemüse selbst an oder sind in einer Familie aufgewachsen, die Landwirtschaft betrieb. Dieses agrarische Wissen rund um Ökologie, natürliche Kreisläufe und einen sorgsamen Umgang mit natürlichen Ressourcen wirkt direkt auf die Ernährungspraktiken ein. Die Entscheidung für eine bestimmte Art von Landwirtschaft – die in Kenia nicht durch Zertifikate oder Siegel offensichtlich wird, sondern vor allem durch soziale Beziehungen zu Erzeuger*innen hergestellt werden muss – ist demzufolge nicht nur eine gesundheitliche und soziale Sorge, eine ›gute Mahlzeit‹ kochen zu wollen, sondern auch explizit eine ökologische Sorge. Dies zeigte sich in den Küchengesprächen auch durch Kenntnisse zu Saisonalität, natürlichem Pflanzenschutz, Stufen der Ernte oder im sorgsamen Umgang mit der Ressource Wasser zum Waschen und Kochen des Gemüses. Mit diesen Beispielen der ökologischen Sorge von der Küche ausgehend, werden die Effekte zwischen Ökologie und der Mahlzeit offenbar. So resümieren wir in einer anderen Veröffentlichung:

[C]oncern for ecology or saving or protecting the environment were expressed through fear or anxiety of consuming food that could harm the body. It is thus a practice of caring for one's own body and for the health of others, which is ultimately expressed as concern for the production process itself and its environmental embeddedness. (Brückner 2020, 100)

Wie zu Beginn beschrieben, ist die ernährungsbezogene Sorgearbeit zutiefst vergeschlechtlicht. Da die Frage nach der Arbeitsteilung in den Haushalten kontrovers diskutiert wurde, wollen wir hier ein nuanciertes Bild skizzieren und auf alternative Praktiken in Haushalten hinweisen, die wir beobachten konnten. So berichteten viele Frauen, dass sie ihren Kindern, egal welchen Geschlechts, den Umgang mit Nahrungsmitteln und das Kochen beibringen, da sie dies als eine wichtige Kompetenz im Leben ansehen. Obwohl sie sich der gesellschaftlichen Ordnung bewusst sind, dass heranwachsende männliche Haushaltsmitglieder ungern in der Küche gesehen sind, und spätere Übergangsriten, wie die Hochzeit, die geschlechtliche Arbeitsteilung verschärfen, suchen und finden sie Wege, ihnen dieses Wissen zugänglich zu machen. Ein Interview mit einem Teilnehmer, Mitte dreißig und in Nairobi lebend, veranschaulichte die Geschlechterordnung auf eindruckliche Art: Er schilderte, dass er sich als Kind sehr für das Kochen interessierte, die Küche aber ein weiblicher Arbeitsbereich und für ihn so ein Raum war, den er nicht oder nur heimlich betreten durfte. Als er später seine erste Wohnung bezog, fing er an zu kochen und behalf sich mit dem Wissen, dass er durch heimliche Beobachtung gesammelt hatte. In seiner jetzigen Beziehung ist die ernährungsbezogene Sorgearbeit gleich verteilt. Jedoch geschieht auch dies noch im Privaten. Wenn die Eltern zu Besuch kommen, ist seine Frau zuständig. Dies rückt die Persistenz gesellschaftlicher Geschlechternormen in den Blick, aber auch die Handlungsspielräume, die gesucht werden.

Die Trennung nach Geschlecht setzt sich ebenso mit Blick auf die Unterstützung durch Haushaltshilfen fort. So zeigte sich, dass dieser Tätigkeit ausschließlich Frauen nachkom-

men, oft junge Frauen, die sich dadurch ihre Bildung finanzieren. Die Heterogenität der Haushalte, die wir befragt haben, ist groß. Es zeigte sich jedoch, dass vor allem ökonomisch besser Situierte auf ›helfende Hände‹ zurückgreifen konnten. Hier ist eine Verquickung von Geschlecht und Klasse erkennbar, insofern dass Klassenverhältnisse direkt auf die Möglichkeit einwirken, Sorgearbeit auf mehrere Schultern zu verteilen.

Außerdem waren in Bezug auf die vergeschlechtlichte Ernährungsarbeit konträre Auffassungen sichtbar: Einige der Frauen wollten keine Unterstützung in der Küche und bevorzugten die alleinige Zuständigkeit. Sie sahen es als ihre Domäne und eine machtvolle Position an, die sie nicht gerne teilen oder gar abgeben wollen. Andere berichteten jedoch auch vom Zwiespalt, dass Frauen, die ihre Männer involvieren, gesellschaftliche Missachtung erfahren können, da dies als dominierendes Verhalten abgestempelt wird. Umgekehrt argumentierten Frauen, dass ihnen das Kochen Freude, Entspannung und Befriedigung bereite. Es wurde als eine Art Selbstsorge beschrieben, als ein Gegenstand der Ermächtigung und Selbstwirksamkeit. In diesem Verständnis war das Blattgemüse tief verankert, denn es stellte ein Mittel dar, Traditionen zu erhalten, sich gesund zu ernähren und ökologisch sinnvoll zu handeln. In diesen Ergebnissen zu ermächtigenden Momenten und der positiven Interpretation von Sorge finden sich Anknüpfungspunkte zu aktueller Literatur in den Food Studies, zum Beispiel bei Wane (2014) oder Kamwendo und Kamwendo (2014), die das traditionelle Wissen als konstitutiv für die Ernährungssicherung beschreiben. Auch Christie (2008) beschreibt die Küche als einen Ort, der Macht verschaffen kann, zum Beispiel in Form von Anerkennung in der Gemeinschaft. Die freudvolle Seite des Kochens beschreiben zum Beispiel Devasahayam (2005) oder Cairns u.a. (2010). In unserer Untersuchung bekräftigten einige Frauen mehrfach und erzählten stolz, dass sie ihr Wissen nutzen, um das Haushaltseinkommen aufzubessern. Eine Teilnehmerin der Untersuchung aus Nairobi, Ende sechzig, kocht das Blattgemüse in großen Mengen und verkaufte es in ihrer Nachbarschaft für Hochzeiten oder auch an einzelne Privatpersonen. Andere planten, das Blattgemüse umfangreicher anzubauen, um es auf dem Markt verkaufen zu können. Hiermit zeigt sich, dass sich vergeschlechtlichte Subjektpositionen verändern können und Frauen ihre Fertigkeiten zur Schaffung einer eigenen Lebensgrundlage nutzen.

Materielle und immaterielle Ressourcen in Produktion und Konsum

Fragen zu Ressourcenzugang und -kontrolle wurde schon immer in agrarwissenschaftlicher Forschung gestellt. Auch in der Forschungsperspektive der Feministischen Politischen Ökonomie wird gefragt, wie Zugänge, Kontrolle, Konflikte und Verhandlung von Ressourcen wirksam werden. Dadurch können Grundbedürfnisse formuliert und gleichzeitig strukturelle Ungleichheiten untersucht werden. Auch für unsere Untersuchung war dies zentral, denn die Möglichkeit, eine gesunde, biodiverse und wohlschmeckende Mahlzeit zuzubereiten, hängt nicht zuletzt davon ab, ob grundlegende materielle und immaterielle Ressourcen verfügbar sind. Hier wird die Mehrdimensionalität der Sachlage deutlich, denn ernährungsbezogene Sorgearbeit ist in Bezug auf Ressourcen in mehrfacher Hinsicht äußerst voraussetzungsvoll. Die Methode der Küchenbeobachtung war besonders geeignet, um dokumentieren zu können, welche Ressourcen für die Zubereitung des Blattgemüses von Bedeutung sind. Entlang der Wertschöpfungskette gedacht, haben wir folgende Ressourcen identifiziert: Land, Saatgut, Wasser, Mobilität, Energie oder Brennstoffe zum Kochen und Kühlen, Kochutensilien sowie Zeit und Wissen. Nachfolgend wollen wir uns vor allem auf die materiellen Ressourcen Land, Saatgut, Wasser und Kücheninfrastruktur konzentrieren, da Faktoren wie Zeit und Wissen bereits angerissen wurden.

Obwohl es Frauen in Kenia erlaubt ist, Land zu besitzen, zeichnen sich die Besitzverhältnisse oft durch traditionelle Muster aus, das heißt Männer verfügen über das Landrecht. Nichtsdestotrotz hat ein Großteil der befragten Frauen in irgendeiner Form angebaut – ob im Küchengarten direkt am Haus, auf dem Feld unweit vom Grundstück entfernt, in urbanen Gemeinschaftsgärten, auf Brachflächen oder auch auf dem Balkon in Form von mobilen Sackgärten. Dafür eigneten sich kletternde Sorten des Blattgemüses besonders gut. Der Zugang zur Ressource Saat des Blattgemüses schien besonders im ländlichen Raum erschwert, hier erwähnten einige Frauen, dass es nur selten die Möglichkeit gibt, Saatgut zu erwerben. Einige andere gewannen es allerdings selbst und lagerten es für die nächste Anbauphase. Die Ressource Wasser beeinflusst Anbau und Zubereitung des Blattgemüses gleichermaßen. Auch wenn das indigene Blattgemüse auf weniger Bewässerung angewiesen ist als andere Sorten, wird Wasser für den Anbau benötigt. Während der Feldforschung konnten wir äußerst schwankende klimatische Bedingungen beobachten, von Überschwemmungen bis zur Dürre. Den Erzeuger*innen war es nicht immer möglich, ihr Blattgemüse zu ernten und aufgrund des ausbleibenden Regens kam es zu Ernteauffällen. Hier ergaben sich unterschiedliche Strategien, dem Problem zu begegnen. So baute eine Frau in Kakamega ihr Blattgemüse zum Beispiel in der Nähe eines Flusses an, um die Bewässerung zu garantieren. Die Problemlagen rund um Wasser werden auch im Konsum deutlich und sind unterschiedlich gelagert. Während einige Haushalte – vor allem im urbanen und peri-urbanen Raum – einen Wasseranschluss hatten, mussten andere zur Wasserstelle gehen, Wasser am Wasserkiosk kaufen oder per Tank auf dem Dach sammeln. Auch hier ist ein Klassenunterschied auszumachen, da vor allem gutverdienende Personen mit direktem Wasseranschluss ihre Lebensmittel ohne Mehraufwand säubern konnten. Das Wasser vorher holen oder kaufen zu müssen, ist zeit- und kräfteraubend, wurde aber von einigen Frauen auch als ein sozialer Moment beschrieben, wo man die Nachbarschaft trifft und sich austauscht.

Die Küchen- und Kochinfrastrukturen, von denen wir während des Kochens ein gutes Bild bekamen, waren divers. Es wurde sowohl drinnen als auch draußen gekocht, alte wie neue Methoden angewendet und die Nutzung wurde technisch unterschiedlich unterstützt. Materialität war auch oft an Geschmack oder Freude während der Zubereitung geknüpft und wurde genutzt, um eine wohlschmeckende Mahlzeit zuzubereiten. Das Kochen mit Feuer, welches vor allem im ruralen Raum praktiziert wurde, ist zeitaufwendig, wirkt sich aber laut der dokumentierten Aussagen positiv auf den Geschmack aus. Mit dieser Zubereitungsart hätte das Blattgemüse Zeit, sich geschmacklich zu entfalten. Eine traditionelle Zubereitungsmethode, die wir beobachten konnten, war die Gewinnung einer Salzlake aus Bohnen- oder Bananenschalen. Dafür wurde eine Tonvorrichtung benutzt, genannt *lushelekho*, die das Salz filtert. Zudem wurde in einigen wenigen Haushalten eine Art Rahmcreme in einer Kalebasse gewonnen, mit denen das Blattgemüse angereichert wurde, um den bitteren Geschmack bestimmter Sorten abzumildern. Auch Ghee wurde selbst hergestellt. Solche Praktiken konnten wir vor allem im ruralen und peri-urbanen Raum ausmachen, jedoch vereinzelt auch in der Stadt. Andere Ressourcen zum Kochen waren die folgenden: Holzkohle, Sägespäne, Maiskolben, Gas oder Elektrizität. Die letzteren beiden sind kostenintensive Ressourcen, auf die nur wenige Haushalte zugreifen konnten. Der Zugang zu Feuerholz wurde als prekär beschrieben, da in der Vergangenheit viel Abholzung vorgenommen wurde. Einige Haushalte begannen deshalb auf ihrem Grundstück Bäume zu pflanzen. Hierbei stand aber nicht nur die Verwendung zum Kochen im Vordergrund, denn es wurde auch auf die Bedeutung von fruchtbaren Böden verwiesen und auf die Absicht, Bodenerosion zu vermeiden.

Insgesamt sind in Teilen ein prekärer und unzureichender Ressourcenzugang sowie Ressourcenknappheit in den Haushalten zu verzeichnen. Zusammenführend möchten wir drei Punkte schlussfolgern: Erstens zeigen die Beispiele deutlich, wie eine Verteilung von Ressourcen entlang von Geschlecht, Klasse und Ort erkennbar ist. Dies geht mit einem anderen Zugang zu bestimmten Ressourcen einher, was sich auf die Zeit- und Arbeitsintensität auswirkt. Wer Wasser besorgen muss, muss lange und mühsame Wege gehen, wer kein Gas zur Verfügung hat, muss einen längeren Kochprozess in Kauf nehmen. Dass dies nicht immer ungewünscht ist, verdeutlicht der geschilderte geschmackliche Zugewinn, für den Mehraufwand gerne auf sich genommen wird. Zweitens demonstrieren die Ergebnisse, wie die strukturelle Versorgungssituation auf Haushalte erschwerend einwirkt, wie zum Beispiel durch die unzureichende Wasserinfrastruktur. Drittens konnte veranschaulicht werden, wie die Ernährung von natürlichen Einflüssen (z.B. Wettervariabilität) beeinflusst ist. Zudem findet die Ernährung in einem Verhältnis zur Natur statt, wenn eine Abhängigkeit von Regenfällen in der Ernte besteht, Bodenerosion verhindert werden soll oder Saatgut gewonnen wird, um die produzierte Ernte für die Haushaltsversorgung zu nutzen.

Fazit und Ausblick

Die Ergebnisse heben erstens die Schlüsselrolle von Frauen in der Wissensvermittlung zu Biodiversität und in der täglichen Ernährung hervor. Es ist also festzuhalten, dass die soziale Reproduktion und die Fürsorge in Biodiversitätspolitikern einbezogen werden müssen, denn sie bieten umfangreiches Potential, dem Biodiversitätsverlust entgegenzuwirken. Diese Perspektive ist bisher unzureichend vorhanden, was auch auf die eindimensionale Diskussion der Kategorie Geschlecht im Biodiversitätsdiskurs zurückzuführen ist. Letztlich muss die Küche, das Kochen und die Zubereitung als Möglichkeitsraum und -aktivität verstanden werden, um Wertschätzung für und Bezug zu einer äußerst komplexen Problematik, dem Biodiversitätsverlust, herzustellen. Dabei gilt es jedoch, die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, ungleiche Lebensverhältnisse sowie politisch machtvolle Interessen der Agrar- und Ernährungsindustrie nicht zu verschleiern oder gar eine Lösung für strukturelle Probleme in individuellen Praktiken zu suchen. Der Blick in den ›Kochtopf‹ soll vielmehr neue Sichtweisen aufzeigen, die über den Tellerrand konventioneller agrarpolitischer Diskussionen rund um die Biodiversität hinausreichen. Zweitens haben die schlaglichtartig präsentierten theoretischen Ansätze deutlich gemacht, dass ein Rückgriff auf feministische Debatten lohnend und fruchtbar ist, um komplexe Themenfelder, wie gesellschaftliche Naturverhältnisse in ihrer Krisenhaftigkeit zu entflechten und bisher verborgene Perspektivenerweiterungen vorzuschlagen.

Endnoten

- 1 Die im Artikel präsentierte Forschung wurde im Rahmen des BMBF- und BMZ-geförderten Projektes »HORTINLEA – Horticultural Innovation and Learning for Improved Nutrition and Livelihood in East Africa« zwischen 2013 und 2018 durchgeführt.

Literatur

- Abbots, Emma-Jayne (2017): *The Agency of Eating: Mediation, Food and the Body*. London.
- Abukutsa-Onyango, Mary (2014): Strategic repositioning African indigenous vegetables and fruits with nutrition, economic and climate change resilience potential. In: Ameenah Gurib-Fakim (Hg.): *Novel plant bioresources: Applications in food, medicine and cosmetics*. Chichester, 361 – 369.
- Aulenbacher, Brigitte/Maria Dammayr (2014): *Krisen des Sorgens. Zur herrschaftsförmigen und widerständigen Rationalisierung und Neuverteilung von Sorgearbeit*. Weinheim/Basel.
- Bauhardt, Christine (2011): Gesellschaftliche Naturverhältnisse von der Materialität aus denken: feministische Ökonomik, Queer Ecologies und das Konzept Ressourcenpolitik. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 3/3, 89 – 103.
- Dies. (2015): Feministische Kapitalismuskritik und postkapitalistische Alternativen. In: *APuZ* 35 – 37/2015, 32 – 39.
- Bezner Kerr, Rachel (2014): Lost and Found Crops: Agrobiodiversity, Indigenous Knowledge, and a Feminist Political Ecology of Sorghum and Finger Millet in Northern Malawi. In: *Annals of the Association of American Geographers* 104/3, 577 – 593.
- Biesecker Adelheid/Sabine Hofmeister (2015): (Re)Produktivität als ein sozial-ökologisches ›Brückenkonzept‹. In: Christine Katz u.a. (Hg.): *Nachhaltigkeit anders denken*. Wiesbaden, 77 – 91.
- Bioversity International (2017): *Farm to school networks embrace biodiversity for food and nutrition*. Rome. URL: http://www.b4fn.org/fileadmin/templates/b4fn.org/upload/documents/Flyers/Farm_to_school_network_final.pdf, aufgerufen am 26. Februar 2021.
- Boserup, Esther (1970): *Woman's role in economic development*. New York.
- Brückner, Meike (2020): *Biodiversity in the Kitchen. Cooking and Caring for African Indigenous Vegetables in Kenya: A Feminist Approach to Food Sovereignty*. München.
- Burandt, Annemarie (2017): Von Liebhaberei und wirtschaftlichem Nutzen – wie in der Flusslandschaft Elbe Agrobiodiversität erhalten wird. In: Gottschlich, Daniela/Tanja Mölders (Hg.): *Politiken der Naturgestaltung. Ländliche Entwicklung und Agro-Gentechnik zwischen Kritik und Vision*. Wiesbaden, 71 – 92.
- Cairns, Kate u.a. (2010): Caring about food: Doing gender in the foodie kitchen. In: *Gender and Society* 24/5, 591 – 615.
- Cernansky, Rachel (2015): The rise of Africa's super vegetables. In: *Nature News* 522, 146 – 148.
- Christie, Maria Elisa (2008): *Kitchenspace: Women, Fiestas, and Everyday Life in Central Mexico*. Austin, Texas.
- Dempsey, Jessica (2016): *Enterprising nature: Economics, markets, and finance in global biodiversity politics*. Oxford.
- Devasahayam, Theresa W. (2005): Power and pleasure around the stove: The construction of gendered identity in middle-class south Indian Hindu households in urban Malaysia. In: *Women's studies international forum* 28/1, 1 – 20.
- Dolan, Catherine S. (2004): On farm and packhouse: Employment at the bottom of a global value chain. In: *Rural sociology* 69/1, 99 – 126.
- Elmhirst, Rebecca (2011): Introducing New Feminist Political Ecologies. In: *Geoforum* 42/2, 129 – 132.
- FAO (2010): *Crop biodiversity: use it or lose it. State of the World's Plant Genetic Resources for Food and Agriculture report*. Rome.
- Gaybor, Jacqueline (2019): Menstrual politics in Argentina and diverse assemblages of care. In: Bauhardt, Christine/Wendy Harcourt (Hg.): *Feminist political ecology and the economics of care: In search of economic alternatives*. New York, 230 – 246.
- Githiga, Ruth/Emma Oketch (2017): *Closing Productivity Gap in African Indigenous Vegetable Value Chain from A Gender Perspective*. ACTS, HORTINLEA Policy Brief 1/2017.
- Hackfort, Sarah K. (2014): Für eine Feministische Politische Ökologie des Klimawandels – Überlegungen zu einer erweiterten Analyseperspektive auf Geschlecht und Anpassung. In: *PROKLA – Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft* 44/174, 93 – 110.
- Harcourt, Wendy/Ingrid L. Nelson (Hg.) (2015): *Practicing Feminist Political Ecologies. Moving beyond the »Green Economy«*. London.
- Hayes-Conroy, Jessica/Allison Hayes-Conroy (2013): Veggies and visceralities: A political ecology of food and feeling. In: *Emotion, Space and Society* 6, 81 – 90.
- Hofmeister, Sabine u.a. (2019): Für welche ›Natur/en‹ sorgen wir? Kritisch feministische Perspektiven auf aktuelle Care-Debatten im sozial-ökologischen Kontext. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 11/1, 125 – 139.
- Homeister, Hanna u.a. (2016): Die Bedeutung von privaten Lebensmittelstandards in den Supermarktwertschöpfungsketten in Kenia am Beispiel von traditionellem Blattgemüse. In: Walter Dirskmeier

- u.a. (Hg.): Aktuelle Forschung in der Gartenbauökonomie: Nachhaltigkeit und Regionalität – Chancen und Herausforderungen für den Gartenbau; Tagungsband zum 2. Symposium für Ökonomie im Gartenbau am 01. März 2016 im Thünen-Institut in Braunschweig. Braunschweig, 41 – 47. URL: https://www.openagrar.de/servlets/MCRFileNodeServlet/openagrar_derivate_00000914/dn057663.pdf, aufgerufen am 26. Februar 2021.
- IPBMS (2019): Media Release: Nature's Dangerous Decline ›Unprecedented‹; Species Extinction Rates ›Accelerating‹.
- Kaijser, Anna/Annica Kronsell (2016): Who Gets to Know about Nature? Biodiversity and Ecosystem Services through an Intersectional Lens. In: Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 22/2, 41 – 67.
- Kamwendo, Gregory/Juliet Kamwendo (2014): Indigenous knowledge-systems and food security: Some examples from Malawi. In: Journal of Human Ecology 48/1, 97 – 101.
- Klaas, Franziska (2018): Der gute Müll: Recycling als Umwelt_Für_Sorge? In: Beate Binder, u.a. (Hg.): Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge: Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Leverkusen, 233 – 235.
- Kolar, Regula/Bianca Baerlocher (2016): Vielfalt im Wald. Chancengleichheit als Kriterium für eine nachhaltige Waldgestaltung, Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 22/2, 19 – 39.
- Lupton, Deborah (1996): Food, the Body, and the Self. London, Thousand Oaks.
- Maundu, Patrick M. u.a. (1999): Chapter 4, Kenya. In: Chweya, James/Pablo Eyzaguirre (Hg.): The biodiversity of traditional leafy vegetables. Rome, 51 – 84.
- Monnerjahn, Ursula (2010): Biodiversität und genetische Ressourcen im Kontext der Ernährungssicherheit. In: BfN (Hg.): Konferenzdokumentation Naturschutz und Gesundheit. Allianzen für mehr Lebensqualität. Bielefeld. URL: https://www.bfn.de/fileadmin/BfN/sportundtourismus/Dokumente/KonfDokNaturGesundheit_2010.pdf, aufgerufen am 25. Februar 2021.
- Mölders, Tanja (2017): Die Natur des Ländlichen. In: Gottschlich, Daniela/ Tanja Mölders (Hg.): Politiken der Naturgestaltung. Ländliche Entwicklung und Agro-Gentechnik zwischen Kritik und Vision. Wiesbaden, 119 – 138.
- Musotsi, Aswani Anne u.a. (2018): The gender dynamics of provisioning African Indigenous Vegetables as a meal in Kenya: A meal security perspective. In: Journal of Gender, Agriculture and Food Security 3/2, 36 – 50.
- Musotsi, Aswani Anne (2019): Quantitative Changes of Ascorbic acid and Beta carotene in African nightshade (*Solanum nigrum*) and Spider plant (*Cleome gynandra*) due to traditional cooking methods used in western Kenya. In: Journal of Food and Nutritional Sciences Research 1/1, 51 – 63.
- Ngugi Isaac u.a. (2007): Access to high value markets by smallholder farmers of African indigenous vegetables in Kenya. Regoverning Markets Innovation Practice series, London.
- Njonjo, Mendi (2018). Food injustice. A Kenyan story. Hivos East Africa. URL: <https://east-africa.hivos.org/opinion/food-injustice-a-kenyan-story/>, aufgerufen am 25. Februar 2021.
- Opiyo, Arnold M. (2014): Traditional Leafy Vegetables: Status and future prospects. HORTINLEA Summer School [presentation]. Kenyatta University, Nairobi.
- Orech, Francis Okinyih u.a. (2007). Ethnoecology of traditional leafy vegetables of the Luo people of Bondo district, western Kenya. In: International Journal of Food Sciences and Nutrition 58/7, 522 – 530.
- Otero, Iago u.a. (2020): Biodiversity policy beyond economic growth. In: Conservation Letters 13/4, 1 – 18.
- Puig de la Bellacasa, Maria (2015): Making time for soil: Technoscientific futurity and the pace of care. In: Social Studies of Science 45/5, 691 – 716.
- Republic of Kenya (2017): National food and nutrition security policy implementation framework 2017 – 2022. URL: <http://extwprlegs1.fao.org/docs/pdf/ken170761.pdf>, aufgerufen am 26. Februar 2021.
- Rocheleau, Dianne (1995): Gender and Biodiversity: A Feminist Political Ecology Perspective. In: IDS Bulletin 26/1, 9 – 16.
- Rocheleau, Dianne u.a. (Hg.) (1996): Feminist Political Ecology: Global Issues and Local Experience, International Studies of Women and Place. London/New York.
- Schöley, Michaela/Martina Padmanabhan (2016): Formal and informal rice seed systems in Kerala, India: Agrobiodiversity as a gendered social-ecological artefact. In: Agriculture and Human Values 31/4, 969 – 982.
- Suma, T. R./Kristina Großmann (2017): Exclusions in inclusive programs: State-sponsored sustainable development initiatives amongst the Kurichya in Kerala, India. In: Agriculture and Human Values 34/4, 995 – 1006.
- Sundberg, Juanita (2017): Feminist Political Ecology. In: Richardson, Douglas u.a. (Hg.): International Encyclopedia of Geography: People, the Earth, Environment and Technology. New Jersey, 2340 – 2350.

- Tronto, Joan (1993): *Moral Boundaries: a political argument for an ethic of care*. London/New York.
- Uggla, Ylva (2010): What is this thing called ›natural‹? The nature-Culture divide in climate change and biodiversity policy. In: *Journal of Political Ecology* 17/1, 79 – 91.
- Wane, Njoki N. (2014): *Indigenous African knowledge production: Food-processing practices among Kenyan rural women*. Toronto.
- Wember, Carla (2019): Striving towards what we do not know yet: Living feminist political ecology in Toronto's food network. In: Bauhardt, Christine/Wendy Harcourt (Hg.): *Feminist political ecology and the economics of care: In search of economic alternatives*. New York, 162 – 188.
- Whitehead, Ann/Dzodzi Tsikata (2003): Policy discourses on women's land rights in Sub – Saharan Africa: The implications of the re – turn to the Customary. In: *Journal of Agrarian Change* 3/1 – 2, 67 – 112.
- Wichterich, Christa (2008): Kleinbäuerinnen, Ernährungssicherung und die Ökonomisierung der Biodiversität – ein globales Politikum. In: *Zeitschrift Marxistische Erneuerung* 19/76, 80 – 85.
- Winkel, Thierry u.a. (2016): Panarchy of an indigenous agroecosystem in the globalized market: The quinoa production in the Bolivian Altiplano. In: *Global Environmental Change* 39, 195 – 204.